

ORDEN POUR LE MÉRITE  
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

ZWÖLFTER BAND  
1974/75

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

WOLFGANG SCHADEWALDT

15. 3. 1900–10. 11. 1974



Wolfgang Schadewaldt

*Gedenkworte für*

WOLFGANG SCHADEWALDT

*von*

*Albin Lesky*

---

Als der Tod am 10. November 1974 das Leben Wolfgang Schadewaldts forderte, beendete er den Erdenweg eines großen europäischen Humanisten. Schadewaldt ist am 15. März 1900 in Berlin als Kind eines Arztes zur Welt gekommen, der noch vor der Geburt des Sohnes starb. Zeit seines Lebens hing er mit freudig bekannter Liebe an dieser Stadt. Dort wuchs er, wie er selbst sagte, in »Altberliner Art und Sitte« auf, dort ging er zur Schule, von dort nahm nach der Beendigung seiner Studien sein rascher Aufstieg seinen Ausgang. In einer der lebenswürdigsten seiner Schriften hat er das Lob der mater Berolinensis gesungen und dabei in heiterem Spiel die rhetorischen Regeln antiken Städtepreises als Grundriß verwendet. Aber es hat seinen tiefen Sinn, daß im Schlußteil dieser Grundriß verlassen ist, und wir erkennen Entscheidendes, wenn nun

in die Mitte des Bildes die alte Berliner Universität tritt. Es tönt in unsere heutige Welt wie ein Klang aus einer anderen Zeit, wenn Schadewaldt von der verehrenden Bangigkeit spricht, mit der er am Ende des ersten Weltkrieges zum erstenmal dieses Haus betrat. Es ist ihm eine Heimstatt geworden, ehe er seinen Weg an verschiedene Universitäten Deutschlands antrat. Dort hat er jenen inneren Raum der Freiheit gefunden, der nach seiner Überzeugung der Universität auch in einer gewandelten Zeit verbleiben muß. Der Geist der Universität Berlin, wie er ihn in jungen Jahren erfuhr, ist in ihm als Geist der Ganzheit, Einheit und Freiheit lebendig geblieben. Ein gütiges Geschick, das ja so manchen seiner Wege begleitete, hat ihm dort Lehrer gegeben, die abgesehen von ihrer persönlichen Bedeutung eine *concordia discors* unwiderholbarer Art bildeten. Noch lehrte der alte Wilamowitz, unbestrittene und vielbewunderte Autorität in der Altertumswissenschaft. Er konnte sie auf Grund immenser Kenntnisse in einer nur ihm erreichbaren Universalität betreiben und tradieren. Aber wenn er auch mit seinem prächtigen Temperament oft genug seine eigenen Wege ging, war es doch die Universalität eines programmatisch verkündeten Historismus, der mehr als ein Jahrtausend antiken Lebens in allen seinen Phänomenen vorzeigen und abbilden wollte. So ist es zu verstehen, wenn Schadewaldt von diesem Gelehrten und anderen großen, aufrichtig verehrten alten Männern sagt, ihr Wort habe ihm wie aus einer anderen Zeit und Welt geklungen als jener, der seine Generation angehörte. So hat er es denn als ein besonderes Glück seines Lebens gepriesen, daß er seinen zweiten philologischen Lehrer in Werner Jaeger fand, der zur Zeit seines Studiums von Kiel nach Berlin gekommen war. In Jaeger begegnete ihm der Humanist, der sich nicht mehr auf ruhigen,

stolzen Besitz verließ, sondern neu die Fundamente des Hauses prüfte, der die Frage stellte, die für Schadewaldt Zeit seines Lebens die zentrale Frage geblieben ist, auf welchem Recht und welchen Gründen unsere gegenwärtige Beschäftigung mit den Griechen beruhe. Wenn Schadewaldt in einem 1957 zu Stuttgart gehaltenen Vortrag den Satz sprach: »wir unterscheiden und werten wieder und sind der historischen Gleichmacherei abhold«, so hat er ihn als Schüler Werner Jaegers gesprochen.

Schadewaldt ist nur ein Jahr Dozent an der Berliner Universität gewesen, schon 1928 wurde der 28jährige auf die gräzistische Lehrkanzel in Königsberg berufen. Doch fallen in die Berliner Zeit vier Jahre der Tätigkeit als Assistent an der Zentralkanzel des Deutschen Archäologischen Institutes. Dort verfestigte sich für ihn das für den Philologen so wichtige Nahverhältnis zu den Denkmälern, auch lernte er unter der Führung eines Gelehrten wie Gerhard Rodenwaldt wissenschaftliche Organisationsarbeit kennen. Auf ein Jahr der Lehre in Königsberg folgte 1929 Freiburg im Breisgau, folgte 1934 Leipzig. Als ihn 1941 Berlin rief, mochte es wohl scheinen, daß er mit Stadt und Lehrkanzel die Heimkehr erreicht hatte und an das Ziel einer weiten Fahrt gekommen war. Die Moinen hatten es anders bestimmt, 1950 verließ Schadewaldt seine Geburtsstadt, fand aber in Tübingen, wie er selbst bekannte, eine neue bleibende Heimat. Dort lehrte er bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1968.

Zu dem raschen Wechsel der Universitäten in dem ersten Abschnitt seines Wirkens steht das weite publizistische Ausgreifen in die verschiedensten Gebiete seines Faches in einer gewissen Parallele. In seinem 1928 in Königsberg erschienenen Buche *Der Aufbau des pindarischen Epinikion* schritt er er-

folgreich auf dem von Wilamowitz gebahnten Wege weiter, was seinen Ausdruck in der Widmung an diesen gefunden hat. Hier wurde die Frage nach der Einheit der pindarischen Siegeslieder neu gestellt und durch die Interpretation der großen Pythischen und Olympischen Oden beantwortet. Bereits im nächsten Jahre erschien *Die Geschichtsschreibung des Thukydides*, ein Buch, das Kurt v. Fritz in seiner großen Darstellung der griechischen Historiker als den bei weitem wichtigsten Beitrag seit dem Erscheinen des Werkes von Eduard Schwartz hervorgehoben hat. In der damals sehr lebhaften Debatte hat Schadewaldt die klärende Trennung älterer und jüngerer Partien angestrebt und im besonderen für die nach seiner Überzeugung einheitliche Darstellung der sizilischen Expedition deren Abfassung nach dem Ende des Krieges vertreten. Sein Bemühen, dort wo andere trennen und schneiden wollten, Einheit aufzuweisen, ist wie ein Präludium zu der bedeutendsten seiner Leistungen. Als man, wieder ein Jahr später, den 2000. Geburtstag Vergils feierte, widmete er dem Andenken des großen Mantuaners seine Schrift vom *Sinn und Werden der Vergilischen Dichtung*.

Es folgten Jahre einer reichen Tätigkeit auf verschiedenen Feldern der antiken Literatur. Wenn sich unter den Schriften dieser Zeit Studien zu Homerischen Szenen finden, so erkennen wir den Gelehrten, der mit äußerster Anspannung und Hingabe ein hartes Ringen um ein neues Verständnis der homerischen Dichtung auf sich genommen hatte. Frucht dieses wahrhaft heroischen Kampfes gegen eine scheinbar unerschütterliche Dogmatik sind seine 1938 erschienenen *Iliasstudien* (3. Aufl. 1966). Die Bedeutung dieses Werkes läßt sich nur aus der Geschichte des neueren Homerverständnisses begreifen. Bereits im 17. Jahrhundert meinte der Abbé François

Hédelin d'Aubignac, Homer gegen die in Frankreich damals übliche geringe Einschätzung mit der Annahme verteidigen zu können, daß da ja gar nicht das einheitliche Werk *eines* Dichters vorliege, sondern ein Unbekannter Einzelstücke von dichterischer Bedeutung vereinigt habe. Veröffentlicht wurde diese Theorie erst 1715, und 80 Jahre später ließ Friedrich August Wolf seine Prolegomena ad Homerum erscheinen. Die heikle Frage, wie der Analytiker Wolf zu seinem französischen Vorläufer stand, kann hier außer Betracht bleiben. Auch ist nicht mehr als ein andeutender Hinweis auf das wechselvolle, im wesentlichen aber durchaus skeptische Verhältnis Goethes zu seinem gefeierten philologischen Zeitgenossen möglich. Von Wolfs Zergliederung des Homerischen Epos ging eine wahre Sintflut von Analysen aus. Wer ihre Fülle überblickt, sieht ein bis in unsere Zeit reichendes Spiel, das man mit den verschiedensten Methoden und Wertungen, immer neue Schnittlinien legend, mit fanatischem Eifer betrieben hat. Homer blieb dabei auf der Strecke, denn der Anonymus, der die *disiecta membra* zusammengesetzt haben sollte, war mitunter gerade noch ein Dichter, viel häufiger aber ein klitternder Redaktor, wenn nicht gar ein Stümper, der sein Handwerk nicht ordentlich verstand. Und nun setzte Schadewaldt ganz neu an, setzte mit den genuinen Mitteln der Interpretation an und zeigte, wo sich andere auf einem Trümmerfeld bewegten, eine große Dichtung, die nach einem wohlüberlegten und in allen seinen Teilen sorgsam aufgewiesenen Bauplan gestaltet war. Und er ist einen Schritt weiter gegangen und hat die Ilias Homer zurückgegeben, der für ihn wieder eine historische Persönlichkeit war. Natürlich dachte er nicht an einen Homer, der sich eines Tages daran machte, seine Ilias aus dem Nichts zu schaffen. Er wußte um die jahrhundertelange Tradition mündli-



cher Dichtung, die dem ersten großen Kunstepos, eben der Ilias, vorangegangen war. Mit dieser Einsicht war die Frage verbunden, ob die homerischen Epen nicht selbst in mündlicher Tradition ständen, wie das die amerikanische Schule mit großem Nachdruck versichert. Schadewaldt hat so viel der feinsten Beziehungen innerhalb der Ilias nachgewiesen, daß man die schriftliche Konzeption der Dichtung, in welcher Form auch immer, als erwiesen nehmen darf.

An die epochalen Iliasstudien schließt sich eine ganze Reihe anderer, Homer gewidmeter Arbeiten an. Voran steht das Buch *Von Homers Welt und Werk* (1944, 4. Aufl. 1965), das in mehreren Auflagen über die fachlichen Grenzen hinaus weite Kreise erreichte. Hier hat uns Schadewaldt an dem Gewinn teilhaben lassen, den ihm selbst die Begegnung mit den Gedanken und Gestalten Homers gebracht hatte. Wenn wir nun im besonderen die beiden Schriften *Winckelmann und Homer* (1940) und *Hölderlin und Homer* (1950 und 1953) hervorheben, so deshalb, weil wir mit ihnen einen entscheidenden Grundzug im Schaffen Schadewaldts fassen. Er wollte nicht von der Antike als dem Fundament der europäischen Kultur sprechen, als wären da Substruktionen von verschiedenen Aufbauten überdeckt worden. Ihm galt für unsere Kultur das andere Bild vom Gewebe, dessen Zettel ein für allemal die antike Kultur bildet, während die Fäden des Einschlags im Wandel der Zeiten wechseln. So bedeutet denn der Titel *Hellas und Hesperien*, unter dem in zwei mächtigen Bänden Schadewaldts Schriften außerhalb seiner Bücher zusammengefaßt sind, ein Programm seiner Lebensarbeit. In diesem Verstande wollte er auch seine Lehrkanzel als ›Klassische Philologie und Geschichte der Fortwirkung des Griechentums‹ bezeichnet sehen. So behielt denn auch in der Fülle seiner Untersuchun-

gen die Frage nach der Auseinandersetzung großer Europäer mit den Griechen dauernd einen besonderen Platz. An Shakespeare, Winckelmann, Goethe, Schiller, Hölderlin, Kleist, Richard Wagner, Gerhart Hauptmann und Carl Orff hat er diese seine Frage gerichtet. Auch Thomas Stearns Eliot gehört in diese Reihe.

Später hat sich Schadewaldt der Odyssee zugewandt, deren Werden er sich in zwei Schichten vorstellte. Diese seine Theorie in einer eingehenden Monographie zu begründen, ist ihm nicht mehr vergönnt gewesen.

Schadewaldt hat in einem kurzen Abriß seines Lebens neben Berlin zwei andere Orte als Heimat des Herzens genannt: das Haus bei der St. Anna-Kapelle im schlesischen Riesengebirge, wo sein Vater eine Heilstätte eingerichtet hatte, und Weimar, wo er oft im Hause seiner ältesten Schwester zukehrte. Beide Orte stehen in enger Beziehung zu dem zweiten Kristallisationspunkt seines Schaffens, der ihm mit Goethe gegeben war. Das bedarf für Weimar keines Wortes, in dem Hause bei der St. Anna-Kapelle aber hat der 17jährige während eines Genesungsaufenthaltes fast den ganzen Goethe gelesen. Dort hat ihm diese für sein Leben entscheidende Begegnung den Weg zur Antike, einen Weg über Goethe, eröffnet. Dem Ursprung dieses Weges ist er ein Leben lang treu geblieben. Arbeiten, die von 1932 bis 1961 reichen, sind in dem stattlichen, 1963 erschienenen Bande seiner *Goethe-Studien* vereinigt. Der Aufsatz *Zu Goethes Sprache* führt zu dem Goethe-Wörterbuch, dem seine besondere Sorgfalt galt. Das von Akademien und Universitäten der Bundesrepublik weitergeführte Unternehmen wird alle Zeit mit seinem Namen verbunden bleiben.

Schadewaldt wollte sein Wirken nie esoterisch einengen, seine Werkstatt lag nicht im Elfenbeinturm, Geschichte bedeutete

ihm nicht Kunde von Vergangenen, sondern Gegenwartigkeit des Gewesenen. Seinem Wunsch, das im Logos aufbewahrte Leben der Antike in unser heutiges Leben hinein zu vergegenwärtigen, fand er in der Tätigkeit des Übersetzers das gemäßte Mittel. Früh schon hatte ihn die Problematik dieses Geschäftes angezogen, nun erkannte er in ihm die Integration seines ganzen philologischen Tuns. Die letzten Jahrzehnte seines Lebens waren in weitem Ausmaße dieser Tätigkeit gewidmet. Zu einem großen Teil ist es auch hier um Homer gegangen. 1958 erschien seine Übersetzung der Odyssee, die in der Überarbeitung von 1966 förmlich zu einem Volksbuch wurde. Hier wie in seinen anderen Übertragungen hat Schadewaldt das Prinzip befolgt, das er 1972 in seiner Übersetzung von Pindars Olympischen Oden so formulierte: »Verzicht auf die Wiedergabe der einzigartigen metrischen Versgestalt, doch damit verbunden das umso ernstere Bestreben, die sprachliche Sinngestalt des Originals so genau wie möglich im deutschen Wortlaut neu zu verwirklichen«. So hat er denn für die Odyssee den Hexameter aufgegeben und in einer gehobenen Prosa übersetzt, die ihm die größte Nähe zu Wort und Gedanken des Originals gestattete. Es ist eine wunderbar tröstliche Fügung, daß es ihm in den letzten Lebensmonaten noch gegeben war, die Übertragung der Ilias in freien Rhythmen zu vollenden. Sie wird uns in Bälde aus der Hand der Betreuerin seines Lebens und nun seines Nachlasses geschenkt werden. Der Tragödie hatte Schadewaldts Dissertation über Monolog und Selbstgespräch und später so manche Einzeluntersuchung gegolten, nun übertrug er eine stattliche Reihe antiker Dramen, wobei er auch auf die Komödie übergriff.

Ein Neudruck der Antigone-Übersetzung erschien als seine letzte Gabe knapp vor seinem Tode, vermehrt um einen rei-

chen Katalog der Vorstufen und der Nachwirkung von der Hand seiner Gattin. Die Übersetzertätigkeit Schadewaldts blieb keine rein literarische, mit Stolz und Freude durfte er es erleben, daß das antike Drama, von ihm übertragen, in Bühnenaufführungen und Rundfunksendungen in die Weite wirkte und so seinen Wunsch erfüllte, das Wort der Antike wieder hörbar zu machen.

Der zweite Band von *Hellas und Hesperien* enthält eine ganze Reihe von Essays und Vorträgen, in denen sich Schadewaldt mit dem auseinandersetzt, was er als Problem unserer Zeit erkannt hatte. Er, der sich als Geisteswissenschaftler verstand, der an dem großen geistigen und kulturellen Phänomen der industriellen Technik lebhaften Anteil nahm, stellte die entscheidende Frage: Wird es dem Menschen möglich sein, auch in dem neuen Bedingungsereich der Technik als voller, ganzer Mensch zu existieren? Er hat nie humanistische Programme aufgestellt, er hat seinen Humanismus aus einer tiefen Überzeugung von Wert und Würde des Menschen gelebt. Und er hat Zeit seines Lebens um die Vergegenwärtigung der Antike gerungen, weil er in ihr eines der vornehmsten Mittel sah, die gewaltige äußerliche Steigerung unseres Daseins durch eine Erhöhung unseres Lebens zu bewältigen. Was das bedeutet, hat er uns selbst durch sein vom lautersten Eros getragenes Wesen und Wirken gezeigt. Das ist sein Humanismus gewesen.